

**Marie Darrieussecq beschwört ein Neugeborenes, wie es schläft und saugt und sabbert**

von Verena Mayer

Schon lange nichts mehr von den *Thirty-somethings* gehört. Brüten sie über neuen Generationenbüchern, gründen sie Zeitschriften oder holen sie zum finalen Schlag gegen die 68er aus? Oder sind sie, wie schon die Generationen X und Z, einfach in der Versenkung verschwunden? Es ist viel schlimmer: Sie haben Kinder bekommen und schreiben darüber. Sie tun das meistens in Kolumnenform, doch manchen ist selbst das zu wenig. Der 1969 geborenen Autorin Marie Darrieussecq zum Beispiel. Mit dem Roman „Schweinerei“, einer Art Satire auf Männerphantasien, wurde die Französin vor einigen Jahren berühmt. Ihr neues Buch heißt „Das Baby“. Titel und Inhalt stimmen weitgehend überein, literarisch beschworen wird ein Kindchen, wie es schläft und saugt und sabbert. Darrieussecqs Mitteilungsbedürfnis ist enorm: „Inzwischen ißt es gekochtes Fleisch und gekochten Fisch. Seine Scheiße stinkt jetzt anders.“ Und es gibt noch viele Autoren unter den *Thirty-somethings*. In Berlin-Prenzlauer Berg zum Beispiel. Wenn man bedenkt, dass in Berlin-Prenzlauer Berg statistisch gesehen die meisten 20 bis 40-jährigen Frauen, alles potentielle Mütter, schwant einem Schreckliches.

Mit Marie Darrieussecqs „Baby“ geht es einem wie mit jedem fremden Baby. Man findet alles erst ganz süß und interessant, und am Ende ist man ziemlich genervt. Das Buch ist in zwei „Hefte“ gegliedert, das erste heißt „Frühling, Sommer“, das zweite „Sommer, Herbst“. Die Ich-Erzählerin, eine Schriftstellerin, hat einen Sohn bekommen und ist voll mütterlicher Verliebtheit. In lockerer Tagebuchform berichtet sie, wie sie das Kind wickelt, füttert und schlafen legt. Sie protokolliert das Stillen, die erste Fahrt mit dem Kinderwagen, die ausufernder werdenden Bewegungen des Babys. „Wenn es beim Aufwachen weint und ich es in die Arme nehme, dann – hui! – rette ich es. Sechsmal pro Tag, wenn es aufwacht, rette ich es. Aufgerissene Augen, ein letzter Schluchzer, es keucht, es stöhnt, es schnieft; es beruhigt sich.“ Jede Kleinigkeit des Mutter-Kind-Universums wird unendlich groß gemacht, das neue Leben ist der Maßstab für alles Leben. Beobachtungen, die auch in jedem Ich-werde-Mutter-Ratgeber stehen könnten, läßt Marie Darrieussecq in ihrem Buch aphoristisch auf. „Das Baby kann Ja oder Nein sagen: Es stößt den Schnuller mit der Zunge weg oder verschlingt ihn. Diese Zustimmung oder Weigerung hängt von ihm allein ab. Am Schnuller kann es seine Macht und seine Willenskraft äußern. Hier beginnt seine neuronale Strukturierung: Ja und Nein, 0 und 1. Der Lulli begründet das Binäre. Führt die Dialektik ein.“

„Das Baby“ ist ein mühsames Buch. Auf der einen Seite ist die Handlung wenig überraschend. Das Kind steht im Mittelpunkt, die Mutter hat Stress. Andererseits will die Autorin einem weismachen, dass Stillen und Wickeln so anregend sein können wie der Intellektuellenstammtisch in einem Pariser Café. Neben Reklame für Hautcreme („Hat das Baby einen weichen Po, dann ist auch die Mama froh“) werden Passagen aus Ulysses oder den Essais von Montaigne zitiert. In der Summe ergibt das jenen Tonfall in sich ruhender Selbstzufriedenheit, der an jungen Müttern generell schwer auszuhalten ist. Vorgetragen mit halbliterarischem Pathos wird er allerdings unerträglich.

Das Buch verspricht Babysprache abseits der Klischees. Der Berliner Liedermacher Funny van Dannen hat es vorgemacht: „Bitte mach mir ein Kind, sagen so viele Frauen / weil Kinder die Zukunft sind, in die wir gerne schau / Der Mann sagt okay, wird sofort gemacht / und nachher finden sie, das hat’s jetzt voll gebracht.“ Marie Darrieussecqs Versuch fällt hingegen krampfhaft aus. „Als es auf die Welt kam, wollte ich sofort wieder schwanger werden. Ich wollte es noch einmal machen, dieses Baby, dasselbe. Ich wollte es doppelt und dreifach haben, seine Klone sammeln, es in einer ewigwährenden Gegenwart immer wieder zur Welt bringen.“ Wahrscheinlich schließt mütterliche Liebe das Stilmittel der Selbstironie einfach aus. Eine Mutter, die die Geburt ihres Kindes, sagen wir, als

Beginn einer lebenslangen Freiheitsstrafe beschreiben würde, wäre zwar komisch, aber sie hätte es eher schwer, als gute Mutter durchzugehen.

Je salbungsvollere Worte die Ich-Erzählerin also für ihr Mutterglück findet, desto mehr empfindet der Leser „Das Baby“ als Protokoll eines Verlusts. Das Kind wird mobiler und selbständiger, die Mutter in ihrer Wahrnehmung eingeschränkt. Nach und nach blendet die Ich-Erzählerin aus, was ihr Leben einst ausgemacht hat. Der Vater des Kindes spielt kaum eine Rolle, alle anderen Personen werden nur durch ihr Verhältnis zum Baby definiert. Die sprachliche Entwicklung des Kindes ist an den Sprachverlust der Mutter gekoppelt. Je mehr das Baby artikulieren kann, desto einsilbiger werden die Sätze der Erzählerin, die dies festhalten. „Es ist entzückt, wenn man ihm mit ‚a-öhh‘ antwortet oder neue Laute vorschlägt wie ‚töh‘. Es legt die Hände zusammen, und dann, auf die ganze Länge eines Ausatmens: ‚grö-ö-öh.‘“ Vergangenheit kommt in „Das Baby“ nur als Erinnerung an Schwangerschaft und Geburt vor, von der Außenwelt nimmt die Erzählerin meistens nur die Bäume vor den Fenstern wahr. Der Satz „Ein Flugzeug rammt das World Trade Center“ steht als kurze Notiz zwischen Ausführungen über Gläschenbrei und Babyhusten. Spätestens an dieser Stelle will man das Buch beiseite legen. Um auf die Straße zu rennen und für mehr Kinderbetreuungseinrichtungen zu demonstrieren, die Frauen wie Marie Darrieussecq den Wiedereinstieg ins Berufsleben ermöglichen.

Marie Darrieussecq: Das Baby. Aus dem Französischen von Frank Heibert. München, Hanser 2004, 151 Seiten, 14,90 €